

Im Grunde müsste man vor einem Diskurs über „Leitkultur“ einen Diskurs über den Begriff „Kultur“ führen. Der Versuch einer Begriffsbestimmung führt an dieser Stelle zu weit. Ein Nachdenken über „Leitkultur“ leidet deshalb unter einer (nicht zu unterschätzenden) Unschärfe.

„Leitkultur“ setzt einen Bedarf an kultureller Regelung voraus. Wahrscheinlich zu Recht. Nach den grossen gesellschaftlichen Emanzipationsprojekten in der alten Bundesrepublik seit den sechziger Jahren stellt sich die Frage: Wohin mit der Emanzipation? Oder: Wie frei ist der Mensch heute in Deutschland? An die Stelle kollektiver Selbstvergewisserung durch gesamtgesellschaftlich akzeptierte und praktizierte identitätsstiftende Formen des Zusammenlebens ist die Etablierung des atomisierten Einzelnen getreten. Trotz opulenter Parteienlandschaft, trotz immer noch starker Kirche, Gewerkschaften, Hilfsgruppen etc. ist Deutschland eine Gesellschaft von Einzelnen geworden. Wenn man auf dem Weg kultureller Regelung wieder zu einer überpersönlichen Orientierung finden will, ist dies nur möglich, indem man für den Einzelnen eine taugliche Anrede findet.

Doktrinen gegenüber ist der – im Grunde autoritätsskeptische – Einzelne kritisch. „Leitkultur“ ist – vielleicht zu Unrecht – als eine Doktrin beurteilt und behandelt worden. Bei aller Einsicht in die Notwendigkeit, über die kulturelle Verfassung unserer Nation nachzudenken, wurde „Leitkultur“ rasch dem Verdacht unterstellt, ein reaktionäres Takeover interkultureller Errungenschaften der alten Bundesrepublik und der globalisierten Gesellschaft zu sein, wie sie sich heute in Deutschland durchgesetzt hat, und wurde deshalb leicht dem süßen Gift der Ironie preisgegeben. „Leitkultur“ liess sich ohne weiteres als Selektionskultur missverstehen. Eine ohnehin hochdifferenzierte Gesellschaft wie die unsere verlangt hingegen nach integrativen Kulturtechniken.

Der Impuls zu kultureller Regelung hat sich weiter verstärkt. „Leitkultur“ mag aus kommunikativen Gründen ein belasteter Begriff sein, Frageverbote hinsichtlich unserer kulturellen Identität und ihrer Triftigkeit bei der Entscheidung über politische Perspektiven stellen bestimmt keine Lösung dar. Ein auffälliger Lapsus der Diskussion um die „Leitkultur“ war die Verengung auf Symbole des Patriotismus und die daraus abgeleitete Fangfrage, ob man stolz sei (sein könne), ein Deutscher zu sein. Eine Gesellschaft von Einzelnen eignet sich eben wenig zur Einschwörung weder auf Vaterlandsliebe, noch auf entsprechende Liebeszeichen, deren Verbindlichkeit alles andere als unumstritten ist. Wo es an (in diesem Falle Vaterlands- oder Heimat-) Liebe fehlt, wirken repräsentative Gesten allein unglaubwürdig. Sie erhielten erst wieder Kraft, wäre die Liebe neu entfacht. Der Verlust an transzendierender Kraft von signifikanten Symbolen unserer Repräsentationskultur ist ohne fundamentale Eingriffe in unsere Gesellschaft nicht zu kompensieren.

Deshalb sollten nicht Zeichen, sondern Menschen sprechen. In der Elementarteilchengesellschaft ist die wert- und trendsetzende Einzelpersonlichkeit letzte transzendierende und überpersönliche Instanz. Es hilft nichts, dies zu bedauern: Die Entwicklung, die globale Werbung in den letzten Jahren genommen hat, beweist, worauf zeitgenössische Kommunikation unter den Bedingungen einer Gesellschaft von Einzelnen setzt. Nicht mehr allein das Logo, sondern der Mensch, der für die Marke wirbt, sorgt für die alles entscheidende Aufmerksamkeit. Wenn es also darum geht, Verbindlichkeiten zu stärken, wird dies nur über Vorbilder gelingen. Das Vorbild fördert Identifikation. Womit? Zum Beispiel mit jenen kulturellen Werten, die gesellschaftliche Verbindlichkeiten stärken.

Eine solche Identifikationskultur, wollte man sie im Interesse einer überpersönlichen Orientierung entwickeln, müsste ihre Legitimation sowohl aus Elementen der populären, als auch der Hochkultur gewinnen. Das eine kommt ohne das andere nicht aus. Der (subversive wie durchkommerzialisierte) Eros der Massenkultur kann ebenso wenig allein bestehen wie die hochfliegende Libido unserer Opern, Museen, der Literatur. In Fussballstadien, vor dem Fernseher, in Technoclubs kann der Einzelne auf Zeit sein „flexibles Ich“ abstreifen, aber eben nur auf Zeit. Die Massenkultur will perpetuum mobile sein. Sie sucht die Aufhebung der Zeit, sie kennt weder Anfang, noch Ende.

Für den Einzelnen ist jedoch irgendwann das Spiel aus, die Party zu Ende. Er kann sich auf Dauer nicht darüber hinwegtäuschen, dass er in einer konkreten Zeit lebt, der eine konkrete historische Zeit vorausgegangen ist und eine solche folgen wird, dass es für ihn persönlich sehr wohl Anfang und Ende gibt. Auf diese (bittere) Erkenntnis gibt nicht die Massen-, sondern die Hochkultur eine Antwort: Eine Strophe von Rilke, ein Bild von Rothko, eine Arie von Monteverdi entheben das Ich zwar vielleicht auch für einen schönen Augenblick der Zeit, aber sie erinnern es zugleich an die Sterblichkeit, sie führen es in seine eigene Geschichte des Stirb und Werde zurück.

Eine Identifikationskultur müsste dieses Gleichgewicht von Pop- und Hochkultur, von Ironie und Tradition, von Masse und Einzellnem repräsentieren. Ein dynamisches Gleichgewicht, das ohne nationalen Zusammenhang nicht zu gewinnen ist. Was Deutschland Not täte, wäre kulturelle Vorbild-Bildung.

Ob kulturelle Identität für die Deutschen überhaupt möglich ist, darum wird seit langem gestritten. Dass KZ-Kommandanten in ihrer Freizeit (schrecklicher Begriff in diesem Zusammenhang) Beethoven und Schumann musiziert haben, Altphilologen, Geistliche und Ärzte mit Überzeugung im Räderwerk der industriellen Menschenvernichtung ihren Dienst getan haben, hat gezeigt, wie brüchig die Fassade der Zivilisation, wie unzuverlässig die humanistische Tendenz unserer Kultur ist.

Die Reduzierung allein auf die Möglichkeit einer politischen Identität halte ich für einen Fehler. Sie stellt ein weiteres Frageverbot dar, mit dem Ziel, kulturelle Identität zu tabuisieren. Angesichts der historischen Erfahrung des Nationalsozialismus ist nämlich die Frage zu klären, ob Nationalkultur einen Beitrag gesellschaftlicher Entwicklung im 21. Jahrhundert leisten kann, und wenn, welchen? Und welchen nicht? Die Deutschen sind sicherlich nicht auf alle Zeiten gefeit vor nationalistischen Tendenzen, sie haben jedoch in den letzten fünfzig Jahren (der alten und der neuen Bundesrepublik) Konsequenzen politischer Wachsamkeit und kultureller Selbstbescheidung gezogen.

Demokratie ist kein marktgeschütztes Vermögen. Der globale Wettbewerb der Zivilisationen kommt nicht ohne kulturelle Selbstbestimmung aus. Europa, – das haben die Verfassungswahlen in Frankreich und Holland oder die divergierenden Haltungen zum Irakkrieg etwa zwischen Polen und Deutschland gezeigt -, ist ein Kontinent hochdifferenzierter Kulturnationen. Mit Dissonanzen, die auszuhalten sein werden, je näher sich diese Nationen in Zukunft kommen müssen.

Es fehlt unserer Gesellschaft die praktische Überzeugung, dass Kultur ein Agens ihrer Entwicklung ist. Identifikationskultur hiesse in erster Linie Identifikation der Eliten mit unserer Kultur. Die Autorität der Einzelpersonlichkeit ist nicht unbedingt an den Starkultus gebunden. Die stillen Stars des Alltags wirken häufig glaubwürdiger als die Helden der Yellow Press. Vorbilder im hier besprochenen Sinne müssten zwar nicht ausschliesslich, aber auch aus den Eliten kommen. Vorbilder sind unter anderem die Voraussetzung für neue Eliten. Und: Kommunikation über kulturelle Verbindlichkeiten darf nicht länger unter allein ordnungspolitischen Gesichtspunkten geführt werden. Nicht, ob sich zum Beispiel Opern,

Theater, Museen noch rechnen, sondern ob wir mit ihnen (und zu welchem Zweck) noch rechnen, wäre die richtige Debatte.

Da Kommunikation vor allem in Rundfunk und Fernsehen gemacht wird, besteht seitens des Staates Handlungsbedarf: Von einem ernstzunehmenden Kulturauftrag kann in den öffentlich-rechtlichen Medienanstalten keine Rede mehr sein. Identifikationskultur findet hier nicht, oder nur in der Nische statt. Wenn es derzeit bereits Vorbildwirkung gibt, dann ist es das öffentlich-rechtliche Fernsehen in Deutschland. Vorbild für die Nichtanerkennung von Kultur als Agens unserer Gesellschaft.

Kulturelle Verbindlichkeiten sind in allen öffentlichen Räumen zurückzugewinnen: in den Schulen, den Universitäten, den Parlamenten. Der Mangel an Überzeugung, Intellektuelle hätten (es sei denn, sie sitzen als Spezialisten in einer Expertenkommission) etwas beizutragen zur Reform unserer Gesellschaft, ist unübersehbar. Die Krise der Akademie der Künste beschreibt hingegen, wie wichtig es wäre, Elfenbeintürme aufzugeben und den Diskurs unter freierem Himmel fortzusetzen.

Michael Schindhelm, Schriftsteller, Generaldirektor Stiftung Oper in Berlin